

# Einführung

---



# 1 Integrierte Medizin: Heilkunst für Körper mit Seelen – und Seelen mit Körpern

Wulf Bertram

*»Mein Magen tut weh, die Leber ist geschwollen, die Füße wollen nicht so recht, das Kopfweh hört auch nicht mehr auf, und wenn ich von mir selbst reden darf: Ich fühle mich auch nicht wohl [...]«*

Karl Valentin

Der Patient, den Valentin hier klagend lässt, differenziert gegenüber dem Arzt sein Leiden auf eine groteske Weise in eine Reklamation über defekte Funktionen einzelner Organe auf der einen Seite und eine Beschwerde über sein sicherlich auch dadurch bedingtes allgemeines Unbehagen auf der anderen. Indem wir über eine solche scheinbar absurde Äußerung schmunzeln, erschließt sich uns schlagartig das ganze Dilemma unserer zwiespaltigen Medizin. Wir mögen uns dem von Valentin gespielten naiven Patienten zunächst irgendwie überlegen fühlen, müssen dann aber erkennen, wie nahe wir stets am Rande einer dualistischen Fallgrube stehen. Offenbar schweben wir immer in Gefahr, uns als ein Teilbares zu erleben. Es ist also offenbar nicht ganz einfach, in unserem Kulturkreis – und vor allem in der Medizin – ein Individuum, also ein »unteilbares Wesen« zu sein.

Karl Valentin starb vor mehr als 60 Jahren. Hat sich daran seither etwas geändert? Wohl kaum. Spezialisierung und Ökonomisierung der Medizin haben die Trennung in scheinbar nebeneinander stehende somatische und psychische »Subsysteme« eher vergrößert. Aber es regt sich auch zunehmend Widerstand, in der Ärzteschaft und erfreulicherweise vor allem auch unter den Medizinstudenten. In der »Thure von Uexküll-Akademie für Integrierte Medizin« hat sich ein solcher Widerstand formiert.

Wenn wir die Macht und die Hartnäckigkeit des »dualistischen Paradigmas« erkannt haben, müssen wir uns fragen, wie es in der Medizin zu einer solchen Spaltung in einen »kranken Körper ohne Seele und eine leidende Seele ohne Körper« (so eine der markantesten Formulierungen von Thure von Uexküll) kommen konnte. Sie ist ja weder logisch, noch zwangsläufig und das »Spaltungsparadigma« ist auch nicht das einzig existierende, denn so hoch differenzierte und über Jahrtausende pragmatisch bewährte Paradigmata wie die Traditionelle Chinesische oder die Ayurvedische (d. h. »Wissenschaft vom Leben«) Medizin kommen ohne einen solchen Dualismus aus.

## Die lange Geschichte einer Spaltung

Die Spaltung der Medizin in zwei Lager hat eine lange Geschichte (Bertram 2003), und bei der Frage nach der Entwicklung dieses Dualismus fällt früher oder später der Name Descartes (1596–1650), der in seinem Werk die platonische Trennung in Geist und Materie aufgriff und neu definierte. In dem Traktat »De homine«, welches posthum 1662 erschien, entwirft er das Modell des Menschen als Maschine, die aus einem physikalischen Körper und einer rationalen und unsterblichen Seele besteht. Diese rationale Seele bzw. der Geist war für Descartes das eigentlich Gewisse. *Cogito, ergo sum* – »ich denke, also muss es mich wohl geben!«, war die Schlussfolgerung. Alles andere, »das da draußen«, was nur über die Sinnesorgane erfassbar war, sei fragwürdig und ungewiss, weil anfällig für Täuschungen. Immerhin konnte man dieses »Äußere« mit mathematischen Methoden messen (weil es eine Ausdehnung hat, Descartes nannte es entsprechend »*res extensa*«) und so in die Welt des Geistes »implementieren«. Das war gewissermaßen der einzige Schutz gegen Täuschungen, weil die Methoden in die Welt des objektiven Geistes, der »*res cogitans*« gehörten.

Auch der Körper gehörte in den Bereich der vom Geist streng getrennten Materie und folgte so mechanischen Gesetzen. Descartes, der von den Möglichkeiten der Feinmechanik zu seiner Zeit fasziniert war, formulierte:

*»Wir sehen Uhren, künstliche Brunnen, Mühlen und ähnliche Maschinen, die, obwohl nur von Menschenhand gemacht, doch fähig sind, sich von selbst auf verschiedene Weise zu bewegen [...] Ich sehe keinen Unterschied zwischen Maschinen, die von Handwerkern hergestellt wurden, und den Körpern, die allein die Natur zusammengesetzt hat. [...] Für mich ist der menschliche Körper eine Maschine. In Gedanken vergleiche ich einen kranken Menschen und eine schlecht gemachte Uhr mit meiner Idee von einem gesunden Menschen und einer gut gemachten Uhr.«*

(Descartes 1996)

Es war in der Tat eine »Uhrmachermedizin«, die sich im Gefolge triumphaler technischer Fortschritte durch die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden zunehmend durchsetzte. Die Mechanik Newtons, die auf der mathematischen Analyse der wahrnehmbaren Phänomene beruhte, wie Descartes sie gefordert hatte, führte in ihrer angewandten Form in den kommenden Jahrzehnten zu atemberaubenden Entwicklungen. Zunächst waren es noch diejenigen Maschinen, die das Beobachten, Messen und Rechnen selbst verbesserten und erleichterten und damit wiederum den physikalischen Erkenntnisprozess befruchteten, die Prüfung von Hypothesen ermöglichten und das Wissen über die Naturgesetze immens erweiterten. So erfand Johannes Kepler

noch zu Descartes' Lebzeiten das astronomische Fernrohr, Blaise Pascal eine erste funktionierende Rechenmaschine und Antoni van Leeuwenhoek um 1670, 20 Jahre nach Descartes' Tod, das Mikroskop. In einer weiteren Erfindungswelle machte man sich die mit diesen Messinstrumenten entdeckten und präzisierten Gesetze der Natur dann zunutze. Bereits in der Generation nach Descartes erfand der in Deutschland lebende Hugenotte Denis Papin einen Topf, der die Expansionskraft des Wasserdampfes in kinetische Energie umwandelte, und er entwickelte 1688 eine erste Versuchsdampfmaschine. Die rasante physikalische Forschung dieser Jahrzehnte schaffte die Voraussetzungen für die technische Revolution, die wiederum eine industrielle auslöste.

Bahnbrechend waren ebenfalls die Entdeckungen im Bereich der Medizin zu dieser Zeit: 1628, als Descartes 32 Jahre alt war, hatte William Harvey den Blutkreislauf entdeckt. Etwa 50 Jahre später wurden mithilfe des Leeuwenhoek'schen Mikroskops die Spermatozoen dargestellt. Beide Entdeckungen führten dazu, dass ältere, metaphysische Theorien über den Sitz und den Ursprung des Lebens durch mechanistische, experimentell überprüfbare Modelle ersetzt wurden. Es schien nur eine Frage der Zeit, wann sich die physiologischen Vorgänge so präzise entschlüsseln und die Mechaniken sich so kunstvoll verfeinern ließen, dass die cartesianische Überlegung, der Mensch sei nichts anderes als ein hoch kompliziertes Uhrwerk, durch die Konstruktion eines wandelnden Automaten verifiziert würde.

Es ist bemerkenswert, dass mit diesem Gedanken offenbar gleichzeitig ein tiefes Unbehagen verbunden war, wie es sich in einer Reihe literarischer Variationen zum Thema des Maschinenmenschen (Mary Shelleys *Frankenstein*, E. T. A. Hoffmanns *Coppelia*, der »Golem« des Rabbi Löw in seinen zahlreichen Variationen) niederschlug.

In dem Maße, wie die »Uhrmachermedizin« ihre Triumphe feierte, geriet die Beschäftigung mit der Seele in andere Hände. Sie war mit den Methoden der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ja nicht dingfest zu machen. Die Kritik der Aufklärung an irrational bestimmten Denkweisen, an Aberglauben und jeglicher Metaphysik ließ der fortschrittlichen Medizin keinen Raum für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Psyche, die weder vermessen, noch präpariert oder abgebildet werden konnte. Philosophie und Theologie wurden ersatzweise zuständig für die Beschäftigung mit der Seele.

## Die Medizin der Romantik: Suche nach der Einheit

Im Zuge der Romantik zu Beginn des 19. Jahrhunderts regte sich ein Widerstand gegen die mechanistische Betrachtung des Menschen in Bezug auf Gesundheit und Krankheit. Grundlegend für die Medizin dieser Epoche war die Auffassung, dass organische Natur und Geist identisch und die Natur eine Ein-

heit seien. Ihre Gesetze sollten mit denen des Geistes übereinstimmen. Entwicklung findet im Denken der Romantik durch einen Widerstreit von Polaritäten statt. Dieses Prinzip sollte von der Urmaterie bis zu den höchsten Erscheinungen des Lebens gelten. In der Therapie wurde von den romantischen Medizinern das Prinzip der antiken Diätetik aufgegriffen (griech. »Lehre von der Lebensweise«). In dieser Lehre ging es um die Bedeutung von Licht und Luft, Essen und Trinken, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Ausscheidung und Affekte. Als besonders wichtig wurde dabei die Persönlichkeit des Arztes herausgestellt. Gleichzeitig nahm man den Patienten mit seinem subjektiven Empfinden ernst. Die Bedeutung der Arzt-Patient-Beziehung spielte eine zentrale Rolle. Der Arzt Carl Eberhard Schelling, Bruder des Naturphilosophen, betont, dass der Patient als der Rat- und Hilfesuchende und deshalb aktuell Schwächere sich nicht einfach vom Arzt als dem Stärkeren »assimilieren« lasse, sondern die ihm mitgeteilte Kraft assimiliere, »[...] und zwar um so leichter, das sie im freundschaftlichen Rapport zu ihm steht, und (der Patient) erhält dadurch einen Zuwachs an Kraft« (zitiert nach von Engelhardt 2000). Das entspricht, in einer modernen Formulierung, einer Beschreibung von interpersonellen Wirkfaktoren in der Arzt-Patient-Beziehung.

Einer der bedeutendsten Mediziner dieser Zeit war der Berliner Professor Johannes Müller. Er hatte sich an der Universität Bonn habilitiert und dort ein Buch über »Die phantastischen Gesichterscheinerungen« veröffentlicht. Darin formuliert er das Gesetz von der spezifischen Energie der Sinnssubstanzen. Müller schaltet zwischen die »objektiven« physikalischen Reize, die man messen und berechnen kann, eine subjektive, dem Individuum eigene Interpretationsinstanz. Ein Blitz ist also nicht ein Blitz, sondern das, was unsere Augen aus dem physikalischen Phänomen der elektromagnetischen Wellen machen. Wir interpretieren Zeichen aus der Natur und reagieren darauf entsprechend unseren eigenen sensorischen Möglichkeiten und den tradierten Erfahrungen. Die beiden Elemente der cartesianischen Welt, das Äußere und das Innere, sind also in der Theorie von Müller untrennbar miteinander verbunden, das heißt die psychophysischen Bedingungen des Individuums definieren ihren Zusammenhang. Die schöne Gewissheit des physikalischen Weltbildes nach Newton gerät damit ins Wanken. Mit herkömmlichen naturwissenschaftlichen Modellen kann die Annahme einer spezifischen Sinnesenergie nicht erklärt werden, sondern am besten noch im Sinne der Zeichenlehre, der Semiotik.

## Physikochemische Rebellen und ihre Nachfolger

Die Blüte dieses späromantischen Vitalismus, der eigentlich gar keiner war, weil er ohne eine metaphysische »Extraenergie« auskam, war freilich kurz. Ihr folgte bald ein mechanistischer Gegenschlag, erstaunlicherweise durch die